

jeder Recht und Unrecht in seinen Absichten mischend, sondern die abstrakten Polaritäten von Gehorsam und Freiheit, Stolz und Reue, Überlegenheit und Schwäche, Politik und Religion werden benutzt, um, durch passende oder unpassende Handlungsträger möglichst aufdringlich personifiziert, in einer Revue

der grellen Sensationen dem billigen Ergötzen vorgeführt zu werden.

Obwohl es sich dabei um sehr heilige Dinge handelt, — das Experiment, das der Autor mit ihnen anstellt, kann man beim besten Willen kein heiliges mehr nennen.

Werner Barzel S. J.

Besprechungen

Geschichte

DER WERDEGANG DES CHRISTLICHEN ABENDLANDES. Von Günther Reubel. (140 S.) Nürnberg 1947, Glock und Lutz.

Das Anliegen dieses Bändchens der „Görres-Bibliothek“, die Begegnung zwischen Antike und Christentum darzustellen und das Werden dieser neuen Einheit zur in sich geschlossenen christlich-europäischen Kultur des Hochmittelalters aufzuzeigen, ist schon so vielfach aufgegriffen und versucht worden, daß der Leser keine wesentlich neuen Erkenntnisse erwarten darf. Doch hat der Verfasser sehr geschickt eine überraschende Fülle von geschichtlichen Einzeltatsachen sammengefaßt, die einen guten Überblick über das Jahrtausend des Mittelalters zu geben vermögen. Nur hat er vielleicht des Guten zu viel getan, wenn er auch auf Fragen der Vor- und Urgeschichte zurückgreift und Probleme der Sprachgeschichte in seine Betrachtung miteinbezieht; denn damit wird der Rahmen der Schrift — zumal bei ihrem geringen Umfang — zu weit gespannt.

Wenn der Verfasser das Hochmittelalter und im besonderen das 13. Jahrhundert als „Zeit der Ernte“ betrachtet, die die Entwicklung der vorhergehenden Jahrhunderte zu ihrem End- und Höhepunkt führt, so ist die Gefahr eines doppelten Mißverständnisses nicht ganz ausgeschaltet: einmal wird diese „Erntezeit“ selbst zu idealisiert gesehen, während in Wirklichkeit darin schon der Auflösungskeim der mittelalterlichen Ordnung enthalten ist, so daß von manchen dasselbe 13. Jahrhundert als Beginn der Neuzeit angesehen wird. Außerdem werden die vorangehenden Zeiträume zu sehr bloß als Durchgangsstadium, das eindeutig auf die Erfüllung in der späteren Zeit hin angelegt ist, betrachtet, so daß ihr Eigenwert leicht übersehen wird.

B. Schneider S. J.

DIE KIRCHE DES MITTELALTERS. Von Wilhelm Neuß. (374 S.) Bonn 1946, Verlag der Buchgemeinde.

Die Feststellung des Verfassers, daß das Mittelalter uns Heutigen viel ferner stehe als die Antike (39), besteht sicher zu Recht. Deshalb ist diese neue Kirchengeschichte des Mittelalters sehr zu begrüßen, zumal da sie — als Fortsetzung der von Albert Ehrhard begonnenen Geschichte der „Katholischen Kirche im Wandel der Zeiten und Völker“ — nicht als Lehrbuch oder wissenschaftliches Werk mit dem entsprechenden Apparat angelegt ist, sondern ein Lesebuch für die Vielen sein will, denen das Jahrtausend des Mittelalters noch eine dunkle Zeit ist. Mit einem oberflächlichen und raschen Lesen ist es allerdings nicht getan; dafür ist der Inhalt des Buches zu umfassend und zu gedrängt, so daß es an Umfang des gebotenen Stoffes wohl hinter keinem unserer Lehrbücher über die mittelalterliche Kirchengeschichte zurücksteht.

Aus der Fülle der Einzelheiten und Daten heben sich besonders zwei Grundlinien heraus, in die der Verfasser das reiche Geschehen einordnet. Vor allem geht es ihm darum, das Mittelalter als Welt der Einheit darzustellen: Auf dem Grunde der am Ausgang der Antike gewordenen „Idee von einem einheitlichen Reich der Christen unter der geistigen Führung des Papsttums“ wurde „die neue Einheitsordnung der christlich-abendländischen Welt über den kirchlichen Bezirk hinaus als die christliche Weltordnung ausgebaut“ (334). Die Geschichte des Mittelalters stellt die einzelnen Stufen dieses Aufbaus dar, der seinen Höhepunkt im Hochmittelalter erreichte, das „noch weit mehr als das frühe Kennzeichen des Universalismus trägt“ (335), während das „spätere Mittelalter unter dem Zeichen der Auflösung der im frühen aufgebauten und im hohen Mittelalter vollendeten Einheitswelt“ steht (242). Doch versteht der Verfasser diese Grundlinie durchaus nicht als ein starres Formprinzip; er warnt selbst

„vor der Gefahr einer schematischen Idealisierung“ (153) und räumt ein, daß die Glanzzeit des Mittelalters, das 13. Jahrhundert, zugleich den Auflösungskeim in sich barg (186).

In der Gegenrichtung zu dieser Idee der Einheit, die, ausgehend von dem im Wesen der Kirche begründeten Universalismus, das Mittelalter geprägt hat, verläuft eine zweite Grundlinie: der weitgehende Einfluß germanischen Denkens auf die Entwicklung der Kirche. Mehr als es sonst geschieht, betont der Verfasser die „Einbettung der Kirche in die jeweiligen Ordnungen der Welt“ (7), in „menschliche Bedingtheiten, in ganz bestimmte Kulturverhältnisse, in bestimmte Formen der rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Ordnung“ (6). So verdienen gerade die Abschnitte des Buches, in denen diese Rückwirkung der Christianisierung der Germanen auf die Kirche dargelegt wird (z. B. 38 ff. 87 ff.), besondere Beachtung.

Das genau gearbeitete Register, das in den beiden von A. Ehrhard herausgegebenen Bänden der Reihe fehlte, wird dem Leser gute Dienste tun. Nur wäre zu wünschen, daß bei den einzelnen Stichworten jeweils die Hauptstelle im Druck hervorgehoben würde. Daß dem Buch keine Bilder und Karten beigegeben wurden, kann man wohl mit den Zeitverhältnissen entschuldigen; aber man vermißt doch sehr eine Übersichtstafel, die die wichtigsten Daten und Ereignisse zusammenfaßt, um dem Leser einen Überblick über die großen Zusammenhänge und über die Entwicklung in ihren Grundzügen zu geben. (S. 34 ist als Jahreszahl der zweiten Romreise des hl. Bonifatius statt 732 zu lesen 722).

B. Schneider S. J.

ROM UND DIE CÄSAREN. Von Rhabanus Maurus Haacke. (124 S.) Düsseldorf 1947, Patmos-Verlag. M. 5.40.

Die „Cäsaren“ sind die römischen und vor allem oströmischen Kaiser vom 4. bis zum 10. Jahrhundert, die „Rom“, d. h. die Päpste jener Zeit und die Kirche immer wieder in das Schlepptau ihrer Politik einzuspannen versuchten. Das Verhältnis zwischen Kirche und Staat ist also der besondere Gesichtspunkt, unter dem dieses halbe Jahrtausend Kirchengeschichte gesehen wird und der längst Vergangenes ungemein zeitnah und heute noch bedeutungsvoll werden läßt. Wie der Untertitel des Buches besagt, soll es eine „Geschichte des Cäsaropapismus“ sein, wobei es sich nicht so sehr um die Entwick-

lungsgeschichte einer falschen Theorie über die Zuordnung der beiden Gewalten zueinander handelt, sondern vielmehr um die Darstellung einer „Reihe von Maßnahmen, die aus der Willkür kaiserlichen Machtgebrauches fließen“ (16).

Als Niederschrift von Vorträgen will das Buch nicht der wissenschaftlichen Forschung dienen, sondern nur einige Musterbeispiele für die Auseinandersetzung zwischen absolutem Machtanspruch des Staates und dem Bewußtsein der Kirche von ihrer Selbstständigkeit geben. Leider ist die sehr knapp gehaltene Darstellung belastet mit einer Reihe dogmatischer und dogmengeschichtlicher Erörterungen, die in ihrer Kürze dem Unkundigen doch kaum zu einem Verständnis der damaligen Fragestellung verhelfen können. Man möchte an ihrer Stelle lieber eine genauere geschichtliche Durcharbeitung einzelner Abschnitte und eine eingehendere Begründung für einige durchaus nicht selbstverständliche Aufstellungen (z. B. die Beurteilung der Päpste Liberius und Vigilius) sehen. (S. 107 muß statt Hadrian I. natürlich Hadrian II. gelesen werden.)

Es sei darauf hingewiesen, daß vor wenigen Jahren Hugo Rahner in seiner „Abendländischen Kirchenfreiheit“ (Einsiedeln 1942, Verlag Benziger) das gleiche Thema umfassender behandelt hat und die in dem vorliegenden Buch nur bruchstückweise angeführten Belegstellen im Zusammenhang bietet. Immerhin wird das Buch von Haacke solange mit Nutzen gelesen werden, als das andere Werk in Deutschland nicht allgemein zugänglich ist.

B. Schneider S. J.

DIE REICHSIDEE BEI DEN OTTONEN.

Heinrich I. und Otto der Große, Otto III. und Heinrich II. Von Gertrud Bäumer. (32 S.) Nürnberg o. J., Glock und Lutz.

Die kleine Schrift der bekannten Verfasserin enthält zwei Aufsätze, die die dem Volk verpflichtete Kaiser- und Reichsidee Ottos des Großen und die innere Verbindung und Verwurzelung der irdischen und politischen Gestalt im Ewigen und Religiösen deuten soll. Die politischen Gedanken der Ottonen demokratisch zu nennen, ist wohl ein Schönheitsfehler. Immerhin kann aus der Geschichte jener großen Zeit mit ihrem Bund von Kirche und Welt und ihrer Auffassung von der doppelseitigen Verpflichtung von Lenkern und Gelenkten viel Licht zur Neugestaltung unserer staatlichen Ordnung fließen.

H. Becher S. J.